

JU HONISCH



SEELENSPALTER

ROMAN

KNAUR

den man nichts wusste. Sie huldigten ihm, damit er ihnen die Gunst gewährte, sie möglichst lange zu ignorieren. An den Wegkreuzungen und auf den Gipfeln der Hügel stellten sie ihm Opferschreine auf, in denen sie die Hände der Verstorbenen auf Blumen betteten – ihm zu Ehren. Maleni wusste, wo die Hände ihres Bruders und ihrer Schwester lagen, die Kyrros die Hand gereicht hatten, und auch die ihrer Großeltern.

»Wie sieht er aus?«, hatte Maleni gefragt.

»Man sieht ihn nur einmal. Und dann kann man nicht mehr von ihm berichten«, hatte ihre Mutter ihr erklärt. Sie hatte auch immer gesagt, dass Kyrros den Krieg nicht mochte, weil er ihm ins Handwerk pfuschte. Doch ob das stimmte?

Die Kriegshorde brach in das Tal wie eine Sturmflut. Dutzende, berittener, bewaffneter und hungriger Soldaten. Sie wirkten ungeordnet, doch das täuschte. Sie gehorchten ihrem Anführer. Der war es auch, der ihnen befahl, sich in diesem Tal mit Proviant und allem zu versorgen, das sie brauchten.

Sie brauchten viel.

Malenis Familie und ihre Nachbarn hatten schon seit langem die schmale Straße über den Hügelpass zuwachsen lassen, damit man das Tal nicht fand. Doch vielleicht wussten die Soldaten ja, dass es diese Zuflucht gab. Oder sie hatten ihren Weg und das Tal durch Zufall gefunden.

Die Hufe donnerten. Maleni blickte zum wolkenlosen Himmel und erwartete ein Gewitter. Es waren ihre Schwestern, die sie packten und zum Haus zogen. Maleni wehrte sich, denn sie wollte doch sehen, was da donnerte. Sie entwischte der Familie, die sich blitzschnell in den Keller verzog.

»Nun komm schon!«, flüsterte ihre Mutter wütend und panisch.

»Maleni, komm!«

Doch Maleni kam nicht. Ihr Vater war noch nicht zu Hause. Er hätte schon vom Feld zurück sein müssen, und solange er nicht da war, wollte Maleni nicht in den finsternen Keller. Dort standen die Vorräte auf den Regalen, daneben lagerte das Fass mit dem Beerenwein, und dahinter war alles verborgen, was die Familie an Wertgegenständen besaß – nicht mehr als ein paar Münzen für

Notfälle.

Maleni büxte aus. Sie wollte sehen, wann ihr Vater heimkam und was es mit dem Donner, der immer näher kam, auf sich hatte.

Und so drehte sie sich um, lief auf ihren nackten Füßen wieder aus dem Haus, und achtete nicht auf den verzweifelten, gedämpften Ruf ihrer Mutter hinter sich: »Maleni! Maleni, versteck dich!«

Maleni aber versteckte sich nicht. Erst als sie hörte, wie die Kellerklappe sich schloss – sie draußen, Mutter und Geschwister im Keller – kam ihr der Gedanke, ob es nicht vielleicht gemütlicher gewesen wäre, mit ihnen zusammen auf den Vater zu warten. Doch dann tauchten die ersten Reiter auf dem ausgetretenen Pfad auf, der zu ihrem Haus führte, und Maleni tat instinktiv, wie ihr geheißen. Sie duckte sich und quetschte sich hinter ein Holzlager aus an der Wand gestapelten Scheiten. Zwischen Wand und Holz gab es einen winzigen Abstand, denn ihr Vater sagte immer, nasses Holz würde Wände nass machen. Und nasse Wände würden zu rotem Husten führen.

Außer ihrem kleinen Bruder und Maleni selbst hätte niemand in dieses Versteck gepasst. Gesehen hatte sie noch keine, aber Maleni wusste, was Soldaten waren. Das waren Menschen, die nichts anbauten, nichts ernteten, sondern über das Land zogen und sich nahmen, was sie wollten. Sie nahmen sich auch Menschen. Junge Männer zwangen sie in den Dienst, aber sicher war Kayu mit seinen vier Jahren noch zu jung. Und ihr Vater? Der war gewiss zu alt und Maleni konnte sich nicht vorstellen, dass er so etwas zulassen würde. Er war der Schultheiß dieses Tales. Er würde den Soldaten sagen, dass sie wieder gehen mussten.

Doch als sie ihn sah, sagte er nichts. Sie lugte durch die engen Zwischenräume der zu Feuerholz behauenen Scheite und hätte am liebsten nach ihm gerufen. Irgendetwas ließ sie freilich schweigen und ganz still sein.

Ihr Vater blutete aus mehreren Wunden. An einem Seil zogen ihn die Männer auf den Pferden hinterher, bis er in seinem eigenen Hof auf die Knie fiel.

»Wo sind deine Schätze, Matschkratzer?«, brüllte ihn einer der Kerle an, während er und seine Kumpane von ihren Pferden

abstiegen. Maleni erstarrte vor Angst, als einer der Fremden die Pferde zur Seite des Hauses führte, dorthin, wo sie hinter den Holzscheiten verborgen war. Doch er band nur seine Pferde dort an, und Maleni brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass das ihr Versteck eben sicherer gemacht hatte. Sie rührte sich nicht, schrie auch nicht, stopfte sich nur die Faust in den Mund, während ihr Tränen der Angst über die Wangen liefen.

So sahen also leibhaftige Soldaten aus. Bewaffnete Männer, die mit dem Donner kamen. Ihre hohen Stiefel reichten bis weit über die Knie, und sie waren so bunt. Wie Blumenwiesen. Maleni hatte noch nie so bunte Kleidung gesehen. Kleidung war es nicht bunt. Sie war immer graubraun, außer wenn es eine Hochzeit im Tal gab. Dann trugen die Frauen bunte Bänder im Haar und am Rock, die sie eigens mit Zwiebelsud gelb oder mit Färberwaid blau gefärbt hatten. Doch diese Männer waren farbenprächtig. Ihre weiten Beinkleider waren in mehreren Schichten angeordnet, und die äußere, längs geschlitzte Schicht bot klaffende Einblicke auf die untere, andersfarbige. Die Ärmel sahen auch so aus – weit, mehrschichtig und bunt. Die Männer trugen breite Ledergürtel um den Wanst und quer von der Schulter über die Brust bis zur Hüfte, und überall steckten Waffen, kleine Messer, große Messer, Schwerter. Manche der Eindringlinge hielten riesige Keulen, deren Enden in spitzen Eisenstacheln endeten. Manche hatten Spieße. Andere trugen Armbrüste.

Die Oberkörper der Männer steckten in harten Schalen aus Eisen oder festem Leder, und ihre Köpfe bedeckten entsprechende Helme, aus denen manchmal Federn in der Mitte zu wachsen schienen, die so bunt waren wie die Ärmel. Maleni hätte von so viel Pracht begeistert sein müssen, doch sie sah nur ihren Vater, der blutend auf dem Boden lag.

Tritte hagelten nun auf ihn ein und Schläge. Er schrie, Malenis so starker Vater schrie. Am liebsten hätte sie es ihm gleich getan, doch die Angst hatte ihr die Stimme genommen.

Inzwischen waren ein paar der bunten Kerle ins Haus eingedrungen, und Maleni hörte Geräusche der Zerstörung, das Verrücken von Möbeln, stürzende Gegenstände, zerschellendes Geschirr. Das klang

furchtbar, doch es war nichts gegen die Schreie, die folgten. Die Mutter schrie; ihre Geschwister! Erst angstvoll, dann schmerzvoll und schließlich panisch vor Entsetzen. Männer drängten nach in das kleine Bauernhaus.

»Holt die Weiber raus!«, schrien die Männer, die noch draußen waren. »Holt sie raus, damit wir alle was davon haben!«

Durch das Geschrei konnte Maleni noch immer die Stimme ihres Vaters hören. »Lasst sie in Ruhe!«, brüllte er. »Fasst sie nicht an!« Und dann verloren sich seine Worte in einem hohen, letzten Schrei. Ihre Mutter und Schwestern wurden über den Boden hinaus ins Freie gezerrt, blutig und mit heruntergerissenen Kleidern, und diesmal konnte Maleni nicht anders – sie schrie.

Eine Hand schlug ihr auf den Mund, und ein Griff an ihrem Nacken ließ sie erstarren. Das Herz wurde ihr kalt in der Brust, und sie wusste, dass ihr Schicksal nun besiegelt war. Doch dann geschah – nichts.

Sie schielte zur Seite. Neben ihr in dem engen Gang hockte eine schmale Gestalt, deren dunkle Kleidung sich kaum von den Schatten abhob. Auch das Gesicht wirkte im Zwielflicht konturlos. Maleni verharrte, noch immer starr vor Entsetzen. Gleich. Gleich würde es geschehen. Zuckende und pumpende Körper jener Soldaten, die sich immer zu mehreren um Mutter und Schwestern scharten, diese festhielten und Unsägliches mit ihnen taten. Gleich würde sie neben ihnen liegen, die Beine auseinandergezogen, nackt und hilflos.

Doch die Gestalt neben ihr rührte sich nicht; schien kaum präsent zu sein, so unauffällig war sie. Nach und nach ließ sie Maleni vorsichtig los.

»Still!«, flüsterte sie. »Vielleicht wirst du heute leben. Sei ein Schatten.«

Und Maleni wurde zum Schatten, zog sich selbst in Körper und Geist zurück in die Dunkelheit, während ihre Welt brannte und ihre Familie schreiend um Gnade winselte.

## 4

Der Wachsoldat wandte sich ab und warf einen letzten Blick auf die Tür, hinter der sein Kamerad verschwunden war. Maleni wartete. Hatte er sie tatsächlich nicht gesehen? Man konnte sich nie sicher sein. Niemand konnte das, zu keinem Zeitpunkt. Und auf dieser Welt war es schlecht, bemerkt zu werden.

Maleni war sich dessen stets bewusst. Seit jenem Tag, als die Soldaten in das Tal ihrer Eltern gekommen waren, hatte sie diese Wahrheit verinnerlicht. Es betraf nicht nur sie. Es betraf jeden in den Acht Reichen – und somit auf der ganzen Welt. Heute lebte man noch. Morgen war man schon tot. Entdeckt und ermordet.

Sie beobachtete, wie der Soldat langsam wieder dem Feuer entgegenschlenderte, um das seine Kameraden saßen oder lagen. Er mochte sich jeden Augenblick nach ihr umsehen.

Noch tat er es nicht. Lange Minuten vergingen. Minuten, die sie nicht hatte.

Sie blickte an sich hinunter. Ihr graubraunes Gewand verschmolz mit den Schatten; der Dreck in ihrem Gesicht verfälschte dessen Form im spärlichen Licht. Wenn es ihr gelang, kein Geräusch zu machen, würde sie hier herauskommen. Die Karawane war schon weiter entfernt, als ihr lieb war, aber mit einem Pferd würde sie sie noch erreichen können.

Ganz langsam bewegte sie sich, ging ein wenig in die Knie, um auszutesten, ob ihre Bewegung wahrgenommen würde. Noch mit gebeugten Knien tat sie einen Schritt rückwärts und senkte ihren Fuß sanft ab. So würde sie abspringen können.

Doch ihr nächster Schritt führte sie nicht in Richtung des Pferdestalles, sondern seitwärts in die entgegengesetzte Richtung – ganz so, als hätten ihre Füße ein Eigenleben entwickelt. Manchmal geschah das, und Maleni hatte sich schon oft gefragt, ob es Taryah war,